

Überzeugung, nachdem Günter wieder fort war und ich die Tür verriegelt hatte.

An einem Sonntagmorgen ein paar Wochen später, als die Große ihre Schwester aus dem Gitterbettchen geholt hatte und die beiden friedlich in ihrem Zimmer spielten, begann Alessia, mit einem Spielzeug auf den Boden zu hauen. Cecilia, die gerade drei geworden war, sagte zu ihr: »Leise, sonst kommt Günter und nagelt uns an die Wand!«

In anderen Wohnungen griffen die Eltern, wenn die Kinder störisch waren, zu unglaublich wirkungsvollen Drohungen: »Gleich ruf ich den Weihnachtsmann an und sag ihm, dass du nicht brav bist, dann bringt er dir dieses Jahr keine Spielsachen.« Bei uns zu Hause reichte es, »Günter ...« zu sagen, und die Mädchen begriffen sofort, dass es jetzt ernst wurde. Er war unser »schwarzer Mann«, seine Präsenz vibrierte unter unseren Füßen – wir und er waren unzertrennlich geworden.

Unser Wohnexperiment in diesem Vorort dauerte drei Jahre, dann zogen wir zurück in die Stadt. In der »neuen« Wohnung hatten wir bereits vorher gewohnt und kannten deshalb schon einige Nachbarn. Vor den Namen an den Türklingeln erklärten wir der knapp dreijährigen Alessia, wo Nina und Eleonora wohnten und Petra mit Jakob und Felix.

Irgendwann fragte Alessia: »Und wo wohnt Günter?«

Die Furcht vor Uniformiertheit

Das Kind, drei oder vier Jahre alt, lief direkt auf die Hafentreppe zu, zu einer Stelle ohne Geländer – einen halben Schritt, und es würde in die grauen Fluten der Elbe stürzen. Es war von Mutter und Vater fortgerannt.

Ich befand mich auf halbem Weg zwischen Eltern und Kind und war alarmiert. Mir gefror das Blut in den Adern. Ich hätte das Kind niemals packen können, dazu war ich zu weit entfernt, außerdem schienen mir meine Beine nicht zu gehorchen. Aber es blieb rechtzeitig stehen. Es fiel nicht in den kalten, trüben Fluss, sondern startete auf ein großes Containerschiff, das in diesem Moment in den Hafen einfuhr.

In der Zwischenzeit hatten die Eltern das Kind eingeholt. Sie machten ihm keine Vorwürfe und schrien es nicht an, nichts in ihren Mienen zeugte von Angst oder Erleichterung, sie blieben ruhig und gelassen. Für sie hatte sich nichts Besonderes ereignet, während ich vor Angst fast gestorben wäre.

Das war meine erste Lektion in Sachen Erziehung zur Unabhängigkeit. Ich hatte noch keine Kinder und hatte soeben gelernt, dass ein Kind von drei oder vier Jahren schon für sich verantwortlich sein, eine Gefahr erkennen und ihr ausweichen kann. Ein italienisches Kind an seiner Stelle hätte rings um sich einen Sicherheitskordon aus eifrigen Müttern, Großmüttern und Tanten gehabt, die es ihm erlaubt hätten, den Fluss aus einem sicheren Abstand von drei Metern zu betrachten. Sie hätten es keinen Moment aus den Augen und vom Gängelband gelassen, selbst wenn es zwölf Jahre alt gewesen wäre. Wer in Italien an einem der seltenen Kinderspielfläche vorbeikommt, kann sehr schön beobachten, was die Mütter und Großmütter tun. Sie stellen sich am Fuß der Rutsche auf, überzeugt,

dass ihr Kind oder Enkelkind beim Hinaufsteigen oder beim Landen ihre Hilfe benötigen wird. In Deutschland dagegen sitzen sie auf den Bänken und unterhalten sich oder lesen. Wenn ein Kind hinfällt und weint, schnellen sie nicht in die Höhe wie eine Feder, sondern warten, bis es sich wieder aufstellt und von sich aus zu ihnen kommt.

Als ich noch nicht lange in Deutschland lebte, hatte ich für drei Wochen einen Kollegen zu Gast, einen italienischen Journalisten, der sich leidenschaftlich mit der deutschen Sprache beschäftigte. Später musste ich einmal aus beruflichen Gründen nach Mailand und fragte, ob ich ebenfalls bei ihm übernachten könne. Viel zu spät fiel mir ein, dass er noch bei seinen Eltern wohnte. Er war fünfunddreißig und Reporter bei einem angesehenen Wirtschaftsmagazin.

Eines Morgens, als wir gemeinsam beim Frühstück saßen, das seine Mamma uns aufgetischt hatte, musste er in sein Kinderzimmer zurückgehen und andere Socken anziehen, weil sie farblich nicht zur Hose passten, worauf ihn seine Mutter ganz richtig aufmerksam gemacht hatte.

In Deutschland sieht man sechs- oder achtjährige Kinder, die mit der Schultasche auf dem Rücken allein in der U-Bahn und im Bus fahren. Die Eltern versuchen grundsätzlich, so schnell wie möglich für die Kinder entbehrlich zu werden, und führen sie früher als in südlichen Ländern ins Erwachsenenleben ein.

Ich erinnere mich an ein Mädchen, das mit seinen Eltern von einer anstrengenden Wattwanderung zurückkehrte. Es war Sommer, und durch den zähen Schlick des Watts läuft man barfuß. Bevor man die Sandalen wieder anzieht, lässt man den grauen Schlamm an den Füßen einfach trocknen. Das Mädchen ging neben seiner Mutter her und passte seine kleinen Schritte dem Tempo der Erwachsenen in der Gruppe an. Die Kieselsteine auf dem Deich pickten ihr in die zarten Fußsohlen. »Mir tun die

Füße weh«, jammerte die Kleine verhalten. Sie hatte wahrscheinlich das Gefühl, auf Erbsen zu gehen. Die Mutter antwortete, durchaus nicht schroff, aber unerbittlich: »Ich weiß, mir auch.« Der Vater nahm das Kind nicht auf den Arm, es marschierte weiter und beschwerte sich nicht mehr.

Meinem italienischen Herz erschien das grausam. Aber mit der Zeit lernte ich diese Bemühungen schätzen, selbständige Menschen großzuziehen und keine Anhängsel von Müttern und Familien.

Inga, unsere erste Babysitterin, hatte mit einem Aushang am schwarzen Brett im Supermarkt nach einem Job gesucht. Sie war dreizehn Jahre alt und passte nun auf ein dreijähriges Kind und ein Baby auf. Als ich sie fragte, ob nicht ihre Familie die Leute, zu denen sie abends ging, kennen lernen wolle, antwortete sie, ihre Eltern (ein Arzt und eine Lehrerin) verließen sich auf ihr Urteil.

Als Folge der Erziehung zur Unabhängigkeit lösen sich die Deutschen viel früher von ihrer Ursprungsfamilie. Viele junge Leute studieren nicht in ihrer Heimatstadt. Wenn sie später im Berufsleben stehen, wechseln sie im Vergleich zu Gleichaltrigen in Südeuropa häufiger den Arbeitsplatz und auch den Wohnort, vor allem finden sie leichter eine Arbeit, die sie unabhängig werden lässt. Wenn sie arbeitslos sind und die Eltern sie nicht unterstützen können, bekommen sie Sozialhilfe.

In der Stadt leben die Menschen überwiegend weit entfernt von den übrigen Familienmitgliedern. Die Deutschen müssen sich früher auf sich selbst oder auf außerfamiliäre Bindungen verlassen. Vor allem, wenn man Kinder hat, werden die Netzwerke aus Freunden und Nachbarn unverzichtbar; in Deutschland sind sie viel häufiger als in einem Land wie Italien, wo Solidarität noch an Verwandtschaftsbeziehungen gekoppelt ist, an eine Art Stammesverhältnis, das eher in den Köpfen der Menschen als in